

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

129 (6.6.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 128



Nr. 128.

Karlsruhe, Dienstag, den 6. Juni

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

**Kavalier und Bauer.**

Roman von Karl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

Gräfin Aurora unterzog sich mit anerkannter Aufopferung ihrer Mission als Stellvertreterin der Herrin im Trauerhause. Sie hatte nicht nur all die lästigen Kondolenzvisiten empfangen, sondern gleich am Tage ihrer Ankunft auch den Notar des Verstorbenen, der so naiv gewesen war, die Baronesse „in Geschäften“ sprechen zu wollen. Die Gräfin — beiläufig gesagt, trotz ihrer 46 Jahre noch eine imponierende, gefällige Erscheinung — erfüllte ihre Aufgabe mit vollendetem Talte und niemand konnte ihr ansehen, daß sie neben der Last ihrer Repräsentationsrolle nach einer überhasteten Reise auch noch den Mühsal über das Ausbleiben ihres Sohnes zu überwinden hatte. Aber diese Pflichttreue sollte auch sehr bald belohnt werden. Am demselben Morgen, an dem sie den letzten verspäteten Beileidsbesuch in dem Hause am Quai d'Orsay abfertigte, meldete der Diener auch den bisher so schwer vermischten Gast:

„Graf Willibald v. Hassenstein!“  
 „Jetzt erst?“ trat die Mutter dem Sohne mit vorwurfsvoller Miene entgegen.

Der junge Mann, eine hochgewachsene Figur mit auffallend hübschen Gesichtszügen, Kavalier vom dunkelblonden Scheitel bis zur zierlichen Fußspitze, küßte der Mutter voll Ehrerbietung, vielleicht auch etwas reumütig die Hände, zog es aber vor, ihrer Frage zunächst auszuweichen.

„Wer hätte gedacht, daß ich das Wiedersehen mit Ihnen, teuerste Mama, hier in Paris feiern würde — so bald und unter solchen Umständen . . .!“

„Und wenn mich dieser horrible Trauerfall nicht hergeführt hätte, so wärest Du am Ende überhaupt nicht in das Haus gekommen! Ich war sehr erstaunt, zu vernehmen, daß Du Dich bei meinem Vetter Egidius und seiner Tochter nicht hast blicken lassen. Jetzt begreife ich allerdings, warum Du mir seit den paar flüchtigen Zeilen, die mir Deine glückliche Ankunft in Paris anzeigten, noch nicht geschrieben hast.“

„Ich wäre ohne den heutigen Anlaß überhaupt nicht in dieses Haus gekommen, meinen Sie? Oh, da irren Sie, liebste Mama! Ich war wahrhaftig gerade im Begriff dazu — da las ich zu meinem Entsetzen den Namen Elmerding in den Verluftslisten der Zeitungen, und nun widerstrebte es meinem Gefühle, meinen Vorstellungsbefuch als der entfernte auswärtige Verwandte gleich mit einer Beileidsbeziehung verbinden zu sollen, welche die Baronesse — Blanche glaube ich — ja doch nur wie der konventionelle Zoll eines Fremden berühren müßte.“

„Verstehe ich Dich recht, so heißt das, Du möchtest Dich Blanche auch jetzt nicht nähern — und Deine gegenwärtige Visite gilt nur mir, der Mutter, die zu begrüßen Du denn doch nicht umhin kannst?“

„Ich gestehe, es ist mir sehr lieb, daß — daß ich Sie allein antraf.“

„Du würdest Dich schämen, Blanche bekennen zu müssen, daß Du es aus Leichtsinne versäumtest, ihren Vater noch — bei Lebzeiten kennen zu lernen? Du hast unverantwortlich gehandelt. War es nicht ausgemacht, daß Du diesen Pariser Ausflug vor allem dazu benützen solltest, die Verwandtschaft aufzujuchen?“

Graf Willibald stieß einen fast komischen Seufzer aus. „Es handelte sich doch um eine bloße — Vergnügungsreise für mich, und ich darf wirklich behaupten, so nachdrücklich, wie Sie jetzt diesen Besuch bei den Elmerdings als einen — Hauptzweck meiner Bummelfahrt betonen, haben Sie mir ihn bei meiner Abreise noch nicht ans Herz gelegt.“

„Weil ich auf Dein Verständnis rechnete und den Schein vermeiden zu können glaubte, als wolle ich auf Deine Entschuldigungen einen geradezu autoritativen Einfluß nehmen. Aber wenn Du jetzt aus Abneigung gegen alles, was Dein tiefgewurzelter Leichtsinne als lästige Verpflichtung und Zwang ansehen möchte, den Harmlosen spielst, der jetzt erst zu der Entdeckung kommt, daß mir an der freundschaftlichen Annäherung dieser halb verschollenen Pariser Verwandten wirklich sehr viel gelegen war, so ziehe ich es vor, Dir unummunden zu sagen, daß ich seit fünfzehn Jahren immer nach einer schicklichen Gelegenheit dazu ausgepäht habe.“

„Seit fünfzehn Jahren — seit dem Tode der Baronin Elmerding also — hm! Da war ich noch ein elfjähriger Knabe, und da lebte auch noch mein Vater, der gegen Elmerding — ich weiß nicht warum — eine unüberwindliche Abneigung hatte . . .“

„Aus politischen Meinungsverschiedenheiten, die ich immer lächerlich gefunden habe!“

„Aber Sie schienen doch auch einen tiefgewurzeltten Groll gegen diesen Vetter Egidius zu haben, der als alternder Hagestolz noch die Bosheit hatte, in der Fremde ein blutjunges Mädchen heimzuführen, Vater zu werden und so seine bis dahin einzigen Verwandten, die Cousine Aurora und deren Sohn, um die Anwartschaft auf sein festes Erbe zu bringen.“

„Was ist das für ein ironischer Ton, Du Uebermut? Bagst Du es etwa, Dich über mich lustig zu machen, weil Du leichtfertig genug bist, über den schlimmen Zustand Deiner Vermögensverhältnisse hinwegzusehen, der Deinem Vater und in anderer, noch sträflicherer Weise Dir zu verdanken ist?“

Die leidenschaftlichen Augen der Gräfin flackerten sehr temperamentvoll auf, während sie dem Sohne diese Worte zuflüsterte. Er beeilte sich, eine demütige Miene anzunehmen, aber sein Ton ließ doch erraten, daß ihm die Mahnung an sein verwirtschaftetes Familiengut, dessen mühsame Verwaltung er seit dem Tode des Vaters sehr gern dem anerkannten Geschäftstalent der Frau Mama überließ, nicht besonders zu Herzen ging.

„Ich wiederhole Ihnen, es war nicht meine Absicht, diesen

Berwandtschaftsbefuch bei den Elmerdings zu schwänzen — gerade deshalb, weil ich damit eine Verpflichtung gegen Sie einzulösen gehabt hätte. Aber als den wichtigsten Programmpunkt meiner Reise wollte ich ihn nicht ansehen, und so verschob ich ihn von Tag zu Tag — es drängten mich so viele andere Geschäfte . . . o Gott, dieses Paris!

„Du hast Dich sofort in einen Strudel frivoler Unterhaltungen gestürzt, und der alte Oheim schien Dir wohl eine recht langweilige Gesellschaft?“

„Nun denn ja, ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Solange ich mich diesem weitsichtigen Better, den ich nie zu Gesicht bekommen, noch nicht vorgestellt hatte, solange konnte ich mich der vollen Freiheit auf diesem reizvollen, mir noch neuen Pariser Boden erfreuen. Da glaubte ich mir also Zeit lassen zu sollen, mich dieser Ungebundenheit durch einen intimen Verkehr mit den Elmerdings zu berauben. Wer hätte denn ahnen können, daß den Baron ein solches Schicksal ereilen würde? Nehmen wir an, ich wäre überhaupt erst heute angekommen! Es war ja doch nur Zufall, daß ich schon früher reiste.“

„Nun gut, darüber will ich nicht weiter mit Dir rechten, und wir können ja wirklich dabei bleiben, Du wärest erst heute oder gestern eingetroffen, durch eine Verpätung in Brüssel, von wo Du ja kamst, und ich hätte mich geirrt, als ich der Meinung war, Du seiest schon eine Woche lang in Paris. Blanche wird sich übrigens kaum noch an diese Mitteilung erinnern, sie hat ja so gut wie keine Acht auf ihre Umgebung — das arme, schwergeprüfte Kind!“

„Ja, die Baronesse hat wohl Ursache zu einer Trauer, vor der jedes Interesse an der Außenwelt zurücktreten muß. Ich glaube deshalb, ich bin es ihr schuldig, sie mit meinem Besuch überhaupt zu verschonen.“

„Ist das Dein Ernst, Willi?“

Wieder seufzte der junge Graf und senkte ergebungsvoll das Haupt.

„Nun denn — wenn Sie es durchaus nötig halten, Mama — auch jetzt noch, nach den eingetretenen Verhältnissen . . .“

„Jetzt gerade erst. Begreifst Du denn nicht? — Und ich werde auf der Stelle bei Blanche anfragen lassen. . .“

„Wie, sogleich?“ fiel ihr der Sohn ins Wort, mit einer Gebärde, als müßte er ihre Hand aufhalten, die sich schon nach dem Knopf der elektrischen Klingel ausstreckte.

„Warum nicht?“

„Aber ich sage Ihnen ja, es ist so überaus peinlich, diesen schrecklichen Trauerfall zu berühren. Und im Augenblick drängt mich auch die Zeit — eine Verabredung mit einigen meiner neu gewonnenen Bekannten — es ist wirklich schon sehr spät — ich veräume ein Frühstück, zu dem mich auch eine unumstößliche Pflicht ruft.“

„Schäme Dich, Du Leichtfuß!“ sagte die Mutter, während sich der Graf den Salonrock aufknöpfte, um die Uhr aus der Westentasche zu ziehen, die ihm zur Entschuldigung dienen sollte. Das lenkte die Aufmerksamkeit der Gräfin für den Moment auch wirklich in andere Richtung.

„Du trägst eine neue Uhrkette? Und warum hast Du den böhmischen Schraubenthaler, das Familienkleinod, abgelegt?“

Willibald antwortete nicht gleich, sondern steckte die Uhr rasch wieder ein und schloß darüber den Gehrock.

„Ja, da muß ich Ihnen ein recht bedauerliches Mißgeschick gestehen,“ sagte er dann mit etwas knappem Atem. „Es war eines meiner ersten Pariser Erlebnisse. Man hat mir die Kette auf offener Straße gestohlen — auf dem Boulevard, beim Spaziergang —, und ich merkte den Verlust erst, als ich nach der Uhr greifen wollte und nur noch das Restchen der abgetrippten Kette in die Finger bekam.“

„O! So ist der berühmte Schraubenthaler verloren, der in Deiner Familie seit zweieinhalb Jahrhunderten wie eine Reliquie gehalten wurde? Du hast den Verlust doch gleich bei der Polizei gemeldet — mit der genauen Beschreibung der originellen Münze?“

„Was würde das nützen?“ (Fortf. folgt.)

**Zum Gode des Walzerkönigs.**

Einem längeren Artikel der „Neuen Freien Presse“ entnehmen wir zur Charakteristik des heimgegangenen Walzerkönigs Johann Strauß das Folgende über die Operetten des Meisters.

Schon im Jahre 1862 hatte Offenbach, der damals in Wien weilte, Strauß zu überreden gesucht, sein Talent der Bühne zu widmen. „Nieber Strauß,“ sagte er zu dem Jüngeren, „Sie

solten Operetten schreiben. Ich versichere Ihnen, daß Sie alle Eigenschaften besitzen, um damit glänzend zu reüssieren.“ Es bedurfte vieler Jahre und vieler Einflüsse von außen, um den Meister zur Befolgung jenes Rates zu bringen. Und gerade Offenbach sollte es sein, den der Operetten-Komponist Strauß in der Gunst der Wiener verdrängte! Auch Maximilian Steiner, der Direktor des Theaters an der Wien, drängte Strauß zur Operetten-Komposition und legte ihm ein Textbuch „König Indigo“ vor. Am 10. Februar 1871 ging dieses erste Bühnenwerk von Johann Strauß mit glänzendem Erfolge über die Bretter. Ludwig Speidel nannte die Aufführung von „Indigo“ „ein Theater-Ereignis von großer Bedeutung“. Täglich war damals das Theater an der Wien bis an die Decke gefüllt. Trotz des lendenlahmen Textes machte die Operette mit ziemlicher Geschwindigkeit ihren Weg über die größeren Bühnen. Sie wurde in Neapel, in London und mit dem allergrößten Erfolge in Paris gegeben. Zur ersten Aufführung im Renaissance-Theater im März 1875 reiste Strauß nach Paris. Hanslick, der sich zu jener Zeit gerade in der französischen Hauptstadt aufhielt, berichtete über die Triumphe Strauß' in der „Neuen Freien Presse“ in einem Artikel, der mit den Worten begann: „Anerkannst Königin unter den Pariser Operetten ist zur Stunde „La reine Indigo“.“

Nach der Komposition seiner Erstlings-Operette hatte Strauß eine amerikanische Tournee unternommen, nach welcher er — da in Wien gerade die Cholera herrschte — in Baden-Baden Erholung suchte. Dort wurde er von Kaiser Wilhelm I. in hervorragender Weise ausgezeichnet. 1872 traf Strauß wieder in Wien ein und schritt sofort an die Vollendung der Operette „Karneval in Rom“. Den Text dazu hatte ihm der witzige Librettist Suppés, Josef Braun, geschrieben. Am 1. März 1873 fand die erste Aufführung im Theater an der Wien statt. Der Erfolg übertraf den des „König Indigo“. Die Operette ging siegreich über 63 Bühnen. Für Wien wurde der „Karneval“ als theatrale Zuglück der Ausstellungszeit.

Die Höhe der Thätigkeit von Strauß als Operetten-Komponist bezeichnet aber die „Fledermaus“, die im folgenden Jahre aufgeführt wurde. Rudolf v. Gottschall nannte die „Fledermaus“ die beste deutsche Operette, ein musikalisches Lustspiel. In Wien gelangte das Werk erst nach einem stürmischen Berliner Erfolg zur vollen Anerkennung. Besonders schlug das Couplet mit dem Refrain: „Es ist mal bei mir so Sitte“ ein. Der Triumph der Operette war und blieb ein bisher unerreichter. Die Liste der Städte, in denen sie in rascher Folge Erfolg auf Erfolg errang, ist fast endlos.

Auf dem Alt-Wiener Boden spielte die Handlung der nächsten Operette: „Cagliostro in Wien“. Es war auch der Hofballon, der wesentlich zum Wiener Erfolge beitrug. Pariser Ursprungs war dagegen das Libretto des im Jahre 1877 im Carl-Theater aufgeführten „Prinz Methusalem“, in dem die so vollständige Polka „Tipserl auf dem i“ vorkam. Nach der dritten Aufführung des „Prinz Methusalem“ begab sich Strauß nach Paris, um sich an der musikalischen Leitung der dortigen Opernballe zu beteiligen. Trotz des Verüchtes einer chauvinistischen Hetzerei gegen den Wiener Meister wurden schon zu dem ersten von ihm geleiteten Maskenball 10 000 Karten vorverkauft! Und an einem ihm zu Ehren in der Oper gegebenen Feste nahmen mehr als 2000 Personen teil, darunter der Präsident der Republik, Marschall Mac Mahon, der ihm das Ritterkreuz der Ehrenlegion eigenhändig überreichte.

Dagegen lernte Strauß noch im selben Jahre die Bitterkeit eines Mißerfolges anlässlich der Aufführung seiner Operette „Blinderuh“ kennen. Bald aber machte er diese Schlappe wett. „Das Spizentuch der Königin“, am 1. Oktober 1880 zum erstenmale aufgeführt, erhielt sich die ganze Saison hindurch als Zuglück. Ein köstlicher Walzer: „Kosen aus dem Süden“, blieb bis auf den heutigen Tag die beliebteste Melodie aus dieser Operette. Während das „Spizentuch“ über die Bühnen zog, arbeitete Strauß schon an einem neuen Werke: „Der lustige Krieg“. Bei der Erstaufführung im Jahre 1881 mußte der Walzer „Nur für Natur“ dreimal wiederholt werden, Strauß hatte denselben bei einem Spaziergange auf einer — Hundert-Guldennote entworfen!

Die Vermählung des Kronprinzen Rudolf mit Prinzessin Stephanie von Belgien im Jahre 1881 begeisterte Strauß zur Komposition des reizenden Walzers „Mythenblüten“. Bald darauf entstanden die noch heute populären „Frühlingsstimmen“, die zusammen mit dem „Fledermaus“-Walzer und dem „Kaiserwalzer“ zu den Lieblingsstücken der Wiener gehören.

Strauß' nächste Operette „Eine Nacht in Venedig“, die sich ebenso wie „Der lustige Krieg“ auf italienischem Boden bewegt, war sein erstes Bühnenwerk, das in der Fremde, in Berlin, zur ersten Aufführung gelangte. Das Werk fand zwar in Berlin eine unfreundliche Aufnahme, gefiel aber desto mehr in Wien und im übrigen Ausland, so zum Beispiel in New-York und Chicago.

So kam im Jubel fortwährender Erfolge der vierzigste Jahrestag des ersten Auftretens des Meisters in der Öffentlichkeit, der 15. Oktober 1884, heran. Sowohl das Vaterland des „Walzer-

„Königs“, als auch das gesamte Ausland rüstete sich zu einem würdigen Jubiläum. Der Gemeinderat der Stadt Wien ehrte den Jubilar durch die Verleihung des Bürgerrechtes. Deputation auf Deputation erschien in der Wohnung des bescheidenen Meisters. Erzherzog Johann (Johann Drth), ein warmer Verehrer Strauß', gratulierte ihm besonders herzlich. Den Gipfelpunkt erreichten die Fuldigungen am Abend im Theater an der Wien. Strauß selbst dirigierte die Ouvertüre zu „Indigo“ und die „Blau Donau“. Als eigentliche Festvorstellung wurde der zweite Akt der „Fledermaus“ aufgeführt. Während derselben traten die bekanntesten Gestalten der früheren Strauß'schen Operetten auf, als letzter ein Ungar, der sich mit den Worten vorstellte: „Entschuldigen Sie, daß ich so spät komme, aber ich bin eben erst fertig geworden, ich bin der „Zigeunerbaron“.“

Das war der Titel der nächsten Operette des Meisters, die zehn Tage nach dem Jubiläum in Scene ging und deren Stoff der Jokaischen Novelle „Saffi“ entnommen war. Eine Menge Nummern aus dieser Operette hat eine beispiellose Popularität erlangt, so das „Werbelied“, das Lied der Sitten-Kommission, die Couplets des „Schweinesüßens“, „Der Dompfaff hat uns getraut“ u. a. Der „Zigeunerbaron“, in welchem Girardi als Schweinesüßter eine Charakter-Figur ersten Ranges schuf, machte in der kürzesten Zeit die Reise um die Welt. Nach der ersten Aufführung des „Zigeunerbaron“ gab Kalbeck der Hoffnung Ausdruck, dem Komponisten bald in der Hofoper zu begegnen. Diese Hoffnung ging aber erst sechs Jahre später in Erfüllung. In die Zwischenzeit (1887) fällt die Aufführung des „Simplicius“, der aber den Erfolg des „Zigeunerbaron“ nicht erreichte.

Im Jahre 1892 hielt endlich Strauß seinen Einzug in die Hofoper. Am 1. Januar wurde sein „Ritter Rajman“ mit dem Text von Doci in der Hofoper aufgeführt, verschwand aber nach neun Aufführungen aus dem Spielplan. Strauß war darüber sehr verstimmt, tröstete sich aber bald und äußerte zu einem Freunde: „Der kleinste Erfolg einer Oper von mir steht in meinen Augen höher als alles andere. Es freut mich nur, daß man mir in der Oper keine Trivialitäten zum Vorwurf gemacht hat.“ Für den halben Erfolg des „Ritter Rajman“ entschädigte den Meister der Sieg, den er mit seinem in jener Zeit entstandenen Walzer „Seid umschlungen, Millionen“ feierte. Er schrieb denselben für die Musik- und Theater-Ausstellung des Jahres 1892 und widmete ihn seinem Freunde Johannes Brahms. Bald darauf kehrte Strauß auf das Gebiet der Operette zurück. Die nächste Operette, „Fästin Kinetta“, wurde am 10. Februar 1893 zum erstenmale aufgeführt. Der Erfolg war ein mittelmäßiger, doch Strauß war gerecht genug einzusehen, daß das Werk keine hinreichende Wirkung ausüben konnte, und er gestand dies einer Freundin mit den Worten ein: „Ich bitte Sie, das Publikum hat Recht, es ist ja a Schmarren.“ Das Jahr 1894 brachte die Operette „Jabuka“, die eine freundliche Aufnahme fand, und den nächsten großen Bühnenerfolg erzielte Strauß mit der Operette „Der Waldmeister“, deren Erstaufführung am 4. Dezember 1895 im Theater an der Wien stattfand. Am 13. März 1897 ging Strauß' letzte Operette „Die Göttin der Vernunft“ auf derselben Bühne in Scene. Die Aufnahme dieses Werkes war aber keine so stürmische, als sie den meisten Kompositionen des Meisters zuteil geworden.

Mit großer Lust und viel Eifer arbeitete Strauß in der letzten Zeit an dem Ballet „Aschenbrödel“, das zur Aufführung in der Hofoper bestimmt ist und dessen Sujet dem Meister durch eine Preis Konkurrenz vermittelt wurde. Der Autor verbirgt sich hinter dem Pseudonym Kollmann und ist selbst Strauß nicht bekannt worden.

Ueber die Strauß'schen Walzer wird folgendes ausgeführt: Die Strauß'schen Walzer zählen nach Hunderten, die Zahl seiner Bühnenwerke beträgt vierzehn. Ueber die erste Ausführung seines berühmtesten Walzers: „An der schönen blauen Donau“, die am 13. Februar 1867 bei einem Narrenabend des Wiener Männergesang-Vereines stattfand, bringt Eisenbergs Biographie des Meisters interessante Anschläge. Wertwüirdigerweise war der erste Erfolg des Herrn Nikolaus Dumba gewidmeten Gesangsvalzer kein bedeutender. Bei den Proben fand die Novität nur geringen Anklang unter den Sängern; jumeist war daran wohl der naive Text schuld, der bekanntlich mit den Worten beginnt: „Wiener, seid froh — oho? Wie? — Ein Schimmer des Lichts, wir sehen noch nichts.“ Erst später wurde der Walzer, die Krone aller Strauß'schen Schöpfungen, populär und machte seine Reise um die ganze Welt. Zum erstenmale errang der Walzer auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1867, wo Strauß seine Kapelle dirigierte, einen großartigen Erfolg, der dann nach Oesterreich gänzend wirkte. Das Tonstück hat vor einigen Jahren von Franz Gerneth einen ganz neuen Text erhalten. Für den Walzer hat Strauß ein Honorar von nur 250 fl. von seinem Verleger bekommen. Der Ertrag dieses Weltwalzers mag sich wohl auf viele Tausende beziffern. Später schloß Strauß einen Vertrag mit einem Hamburger Verleger ab, wonach er alljährlich einen Walzer zu liefern hatte; dafür erhielt er ein Honorar von 6000 fl. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß der Verleger der „Fledermaus“ mit dem Werte ein großes Vermögen er-

warb und sich unter anderm von dem Ertrage der Operette ein Palais kaufte.

Auch mit der ersten Aufführung des Walzers „Morgenblätter“ machte Strauß anfänglich eine böse Erfahrung. Er hatte den Walzer dem Komitee des „Concordia“-Ball'es gewidmet, für welchen er seit Dejemien alljährlich eine Tanzwidmung schrieb. Offenbach, der damals in Wien weilte, sendete dem Komitee für denselben Ballabend einen Walzer, den er „Abendblätter“ betitelte. Auf dem Balle wurde nun das Offenbach'sche Tonstück lebhaft acclamiert, während der Strauß'sche Walzer nicht soviel Beifall fand. Strauß war darüber so gekränkt, daß er nach Hause fuhr und, dort angelangt, in Thränen ausbrach. „Das war einer der wenigen Fälle“, erzählte er später einem Freunde, „wo ich geweint habe.“ Der „Morgenblätter“-Walzer ist indes noch heute ein beliebtes Konzertstück, während Offenbach's „Abendblätter“ verschollen sind.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Strauß'sche Tanzweisen sich selbst in den Vatikan einzuschmeicheln wußten, Franz Liszt spielte einst im engsten Zirkel vor Pius IX. In seinem Programme hatte er nur schweres Geschütz aufgeführt: Fugen von Sebastian Bach. Nach den Vorträgen erlaubte sich ein Kardinal die Frage, ob Liszt auch Weisen des berühmten Wiener Tanzkomponisten kenne, und ob sie wirklich den Ruf verdienen, den sie besäßen. Mit lebenswürdiger Bereitwilligkeit setzte sich Liszt noch einmal an den Flügel und spielte nun „Hesperusleben“, die „schöne blaue Donau“, „Künstlerleben“ und wie sie alle heißen. Die andächtige Stimmung soll sich mit einem Schlage in das gerade Gegenteil verandelt haben.

Im Nachlasse von Strauß befinden sich nebst dem fast gänzlich vollendeten ersten Akte des Ballets „Aschenbrödel“, einzelne Walzertheile sowie zahllose Skizzen. Diese wird aber niemand zur Ausarbeitung benutzen können, denn es sind bloß auf kleine Fettel hingeworfene Noten, Ideen, die der Meister beim Speifen, beim Spiel, auf der Fahrt oder bei anderen Gelegenheiten flüchtig notierte, um sie später zu verwerten.

Auch was Richard Wagner vor vielen Jahren — 1863 — über Strauß schrieb, sei hier erwähnt. In einem Aufsatze über das Wiener Hofoperntheater machte Wagner die bereits an anderer Stelle mitgetheilte Bemerkung über Strauß: „Er ist der musikalische Schadel, den ich kenne“, und später schrieb er: „Ein einziger Strauß'scher Walzer übertrifft, was Anmut, Feinheit und wirklichen musikalischen Gehalt betrifft, die meisten der oft mühselig eingeholten ausländischen Fabrikprodukte, wie der Stephansturm die bedenklich hohen Säulen der Pariser Boulevards.“

**Litterarisches.**

\* St. Blasien im Schwarzwald von A. Buiffon. Mit 15 Abbildungen, 8 Karten u. s. w. 4. vollständig neu bearbeitete Auflage. Freiburg 1899. G. Nagacy (E. Jedele). Abermals hat der Aufschwung St. Blasiens eine neue Auflage des von A. Buiffon erstmals im Jahre 1883 herausgegebenen Buches nötig gemacht. Wie schon ein flüchtiger Blick auf die innere und äußere Ausstattung ergibt, ließ es sich der Verfasser angelegen sein, nicht nur in bezug auf Abbildungen und Kartenmaterial (worunter eine besonders wertvolle Terrankurkarte in 7 Farbentönen) möglichst Gediegenes zu bieten, sondern auch durch wissenschaftliche Beiträge aller Art, Klima, Meteorologie, Kultur- und sonstige Geschichte, seine Arbeit weit über den Rahmen eines Führers hinaus zu dem Range eines der Gesamtbedeutung St. Blasiens entsprechenden Buches zu erheben. Aus einer idyllischen Sommerfrische hervorgegangen, hat sich St. Blasien die entscheidenden Merkmale einer solchen im vollen Umfang jederzeit zu wahren gesucht, zum Segen der Gesunden und Erholungsbedürftigen und zum Wohle der leidenden Menschheit. In glücklichem Gegensatz zu der wohlthuenden Ruhe des Waldes und der schönen Anlagen der nächsten Umgebung pulstert in den Gasthöfen das gesellschaftliche Leben. Die dasensfrohe, lebendige Zeit ist es, die einem aus dem Kurleben von St. Blasien entgegentritt.

\* Von dem großartig angelegten Prachtwerk „Die See und Flotten der Gegenwart“, das von dem Generalmajor a. D. L. v. Zepelin herausgegeben wird und im Verlage von Alfred Schall, Kgl. Hofbuchhändler, Berlin W., erscheint, liegt jetzt bereits der die Heeresmacht von Oesterreich-Ungarn behandelnde 4. Band vor. Dieser Band ist in jeder Beziehung, d. h. nach seiner Ausstattung und nach dem Inhalte, seinen drei Vorgängern ebenbürtig ausgefallen. Das Landheer hat der Generalmajor i. R. E. v. Kästlig, die Flotte der Korvettenkapitän i. R. R. Ritter v. Zedina bearbeitet. Das aus authentischen Quellen mit anerkanntem Fleiß mühsam beschaffte reichhaltige Material ist übersichtlich geordnet und anziehend dargestellt. So ist über die österreichisch-ungarische Armee ein Wert geschaffen, das dem Soldaten wie dem Laien auf alle die Wehrverhältnisse betreffenden Fragen, sowie über die militärischen Bildungsinstitutionen und sonstigen Heereseinrichtungen, wie Gewehre, Geschütz und Munitionsfabriken die genaueste Auskunft gibt. Die trefflichen Illustrationen erfreuen das Auge und erleichtern dem Leser das Verständnis des Textes. Das beigefügte umfangreiche Sachregister ermöglicht es, die Schrift als ein vorzügliches Nachschlagewerk zu benutzen. Die Flotte des dem Deutschen Reiche verbündeten Kaiserstaats ist ebenfalls eingehend und anschaulich geschildert. Der Leser lernt in unterhaltender, reizvoller Form die Organisation, die Verwaltung des Flottenmaterials, den Dienst an Bord und an Land u. s. w. gründlich kennen. Auch der 4. Band des Werkes ist somit ein Prachtband von außerordentlicher Schönheit und wertvollem Inhalte, so daß der Preis von 16 M. wie bei den früheren Bänden als ein sehr mäßiger

bezeichnet werden muß. In Vorbereitung befindet sich der 5. Band, der die militärischen Streitkräfte Frankreichs behandeln wird. Der Text über das Landheer ist vom Oberst Kopte, der über die Seemacht vom Vize-Admiral Vatsch kurz vor seinem Tode verfaßt.

„Des Kunstmalers und Professors Hans Thomas Lebenslauf“ betitelt sich eine kleine, von Christof Braun, Hauptlehrer in Bernau, im Selbstverlag herausgegebene Broschüre, welche der Jugend in ihrem Landsmann ein Beispiel von Fleiß und Energie, von Kindes- und Heimatliebe in kurzen Umrissen vor die Augen führen soll. Der Preis des empfehlenswerten Büchleins ist 25 Pf.

**Verschiedenes.**

**Der Kaiser als Kunstkritiker.** Seit 1890 läßt sich, wie der „Berl. Lok.-Anz.“ mitteilt, der Kaiser vom Reichspostamt jeden Entwurf zu Posthaus-Neubauten vorlegen, prüft ihn eingehend und ändert oft unter Randbemerkungen und Skizzen, die eine überraschend tiefe Kenntnis der Architekturformen aller Stilarten beweisen, ab, was ihm nicht genehm ist.

**Ein Hund als Schlupfmacher.** Der „Freib. Bot.“ berichtet aus dem Freiburger Universitätsleben: Von 5 bis 6 Uhr liest Herr Prof. Nidert an 4 Wochentagen seine „Einleitung in die Philosophie“, so auch gestern. Schon von Anfang der Vorlesung an hörte man an der Thüre manchmal ein vereinzeltes Bellen eines Hundes, der offenbar einem der Herren Studiosi gehörte. Am Anfang ging's noch. Dann aber gab der Vierfüßler durch Scharen und lautes, anhaltendes, klägliches Bellen seinen Sehnsuchtsgefühlen in so unverhohlener Weise Ausdruck, daß ein erprießliches Fortsetzen der Vorlesung gänzlich unmöglich wurde. Unter lautem Beifallsgetrampel der zahlreich anwesenden Herren und Damen forberte nun der Herr Professor den Besitzer des „Kötters“ auf, denselben von der Thüre zu entfernen, andernfalls er die Vorlesung schließen müsse. Aber kein Mensch regte sich; offenbar getraute sich der Eigentümer nicht, sich als solchen kundzugeben. Und wirklich schloß nun — es war kaum 7/6 Uhr — unter heftigem Scharen der Herr Professor seine Vorlesung. Selbst die ältesten Semester konnten sich nicht erinnern, jemals so etwas erlebt zu haben.

**Der Sessel des Marineministers.** Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus Rom, 1. Juni: In Parlamentärkreisen erzählt man sich ein artiges Stücklein vom neuen Marineminister, Admiral Bettolo. Als dieser bei der vorletzten Ministerkrisis — Juni 1898 — für das Marineministerium ins Auge gefaßt war, traf er in den Wandelgängen der Kammer den ehemaligen Deputierten Fazzari und bat ihn um Rat. Fazzari sagte: „Glaube nicht an all' die schönen Reden, mit denen man Dich jetzt locken will, . . . daß Du durch Deinen Eintritt der Monarchie, dem Lande, einen großen Dienst erweisen würdest, . . . daß die Marine keinen Besseren finden könne u. s. w. Wenn Du nicht annimmst, sind genug andere da, denen man die gleichen schönen Reden halten wird. Alle kann man ja brauchen. Keiner ist unentbehrlich. Laß Dich also nur von Deinem Gewissen leiten. Wenn Du aber bestimmt weißt, daß Du aussersehen bist, am Ministerisch zu sitzen, komm zu mir und ich verschaffe Dir einen Talisman-Sessel. Du darfst und sollst Dich nicht auf einen Stuhl setzen, der schon anderen Ministern gedient hat, und wenn Du demissionierst, mußt Du den Talisman wieder mitnehmen. Der Sessel, den ich Dir verschaffe, ist aus dem stärksten Holz verfertigt, das vom Monte Peoraro stammt, dem schönen 1500 m hohen Berge, von dem aus Du den Aetna und Stromboli siehst. Das Holz dieses Berges troht jedem Sturm und ist überaus dauerhaft.“ Bettolo erinnerte sich dieser Worte, als er jetzt Minister wurde, und seine erste Ministerthat war, daß er an Fazzari telegraphierte, er möge ihm den Sessel schicken. Fazzari antwortete, der Talisman gehe sofort nach Rom ab. Leider kam er nicht rechtzeitig an, sodaß Herr Bettolo am Tage der Vorstellung der Minister auf einem gewöhnlichen Holzstuhl sitzen mußte — da er einen der gewöhnlichen Ministeressel nicht benutzen wollte.

**Wettrennen in den Lüften.** Dem erfindertischen Menschengeist ist es noch immer nicht gelungen, das Problem zu lösen, wie ein Luftballon bei stärkerer Luftströmung zu lenken ist. Die Zeit des Luftsports wird ja sicher einmal kommen, vorläufig aber liegt sie noch in nebelhafter Ferne. Eine Art „Carlsborger“, „Derby“ oder „Longchamps“ in den Lüften giebt es aber doch schon seit Jahren und zwar auf der westindischen Insel Portorico. Auf den ausgedehnten, grasbewachsenen Abhängen, die sich von Christobal Colon bis nach San Juan erstrecken, kann man, so schreibt der „Berl. Lok.-Anz.“, fast jeden Morgen bei günstiger Witterung eine nach Hunderten zählende Menschenmenge erblicken. — Männer, Frauen und Kinder, die heftig gestikulierend, kreischend und lachend den Himmel starren. Bald erkennt man die Ursache ihres sonderbaren Benehmens. Hoch über den Köpfen der wild durcheinander schreienden Leute schwebt eine ganze Flotte von großen bunten Papierdrachen, die in der frischen Ozeanbrise abwechselnd sinken und in die Höhe steigen. Plötzlich hebt sich ein scharlachrotes Wonnestrüm hoch über die anderen Drachen empor, ein leuchtend blaues Exemplar mit fast endlosem Schweif schießt blitzschnell hindertend, und im nächsten Moment segeln die Rivalen beinahe Seite an Seite durch die Lüfte. Die Blicke der Umstehenden folgen jetzt nur noch diesen beiden papiernen Ungetümen, die sich in der That den Rang ablaufen zu wollen scheinen. Zahlreich während die krampfhaft geschlossene Faust fünf- und Zehnfüßnoten hält, die für Wetten auf den „Roten“ oder „Blauen“ offeriert werden. Der rote Drache steigt mit einemmale noch um mehrere Meter höher und schlägt eine etwas schräge Richtung ein. Da entrollt der Eigentümer des Blauen verschiedene Ellen Bindfaden mittels dessen er den Flug seines „Cometa“ dirigiert, dieser schnell empor und befindet sich sofort wieder in gleicher Höhe mit seinem Nebenbuhler, dem er nun gefährlich nahe kommt. Der kritische Moment ist da. Eine kleine raffinierte Bewegung vonseiten des Drachenlenkers, und in der nächsten Sekunde saust der blaue Luftsegler, indem er einen scharfen Winkel beschreibt, dicht unter dem Kopf des „Roten“ hindurch, dessen Bindfaden er zerzupft. Langsam sinkt der Besiegte in die Tiefe, während der Sieger unter den jubelnden Zurufen der Gewinner noch einen stolzen Aufzug nimmt und dann von seinem glücklichen Besitzer zurückgezogen wird. An der Spitze eines jeden Drachens, der an diesen eigentümlich interessanten Wettkampf teilnimmt, ist nämlich ein fischförmig gebogenes, haarcharzes Messer befestigt, und diese Waffe führt stets die Entscheidung herbei.

Seite durch die Lüfte. Die Blicke der Umstehenden folgen jetzt nur noch diesen beiden papiernen Ungetümen, die sich in der That den Rang ablaufen zu wollen scheinen. Zahlreich während die krampfhaft geschlossene Faust fünf- und Zehnfüßnoten hält, die für Wetten auf den „Roten“ oder „Blauen“ offeriert werden. Der rote Drache steigt mit einemmale noch um mehrere Meter höher und schlägt eine etwas schräge Richtung ein. Da entrollt der Eigentümer des Blauen verschiedene Ellen Bindfaden mittels dessen er den Flug seines „Cometa“ dirigiert, dieser schnell empor und befindet sich sofort wieder in gleicher Höhe mit seinem Nebenbuhler, dem er nun gefährlich nahe kommt. Der kritische Moment ist da. Eine kleine raffinierte Bewegung vonseiten des Drachenlenkers, und in der nächsten Sekunde saust der blaue Luftsegler, indem er einen scharfen Winkel beschreibt, dicht unter dem Kopf des „Roten“ hindurch, dessen Bindfaden er zerzupft. Langsam sinkt der Besiegte in die Tiefe, während der Sieger unter den jubelnden Zurufen der Gewinner noch einen stolzen Aufzug nimmt und dann von seinem glücklichen Besitzer zurückgezogen wird. An der Spitze eines jeden Drachens, der an diesen eigentümlich interessanten Wettkampf teilnimmt, ist nämlich ein fischförmig gebogenes, haarcharzes Messer befestigt, und diese Waffe führt stets die Entscheidung herbei.

**Aus Johannesburg** schreibt ein Freund unseres Blattes: Eine Wunderstadt ist dies Johannesburg geworden, seit ich zuletzt hier gewesen bin. 18 Jahre sind es her, da war alles hier auf Stunden ödes Feld, höchstens eine Farm mit ihren einfamen Bewohnern bildete Abwechslung in der Bude? Und heute? Da hat sich eine Weltstadt hier entwickelt, die in ihrem Verkehr, Handel u. an London erinnert, besonders am Abend, wenn die Stadt mit ihrem elektrischen Licht selbst beleuchtet ist. Im Centrum der Stadt sind Gebäude wie in einer europäischen Stadt und überall die schönsten Parks und Anlagen, herrliche Villen und Gärten sind in den Vororten, das Klima ist außerordentlich gesund, und der Boden der denkbar fruchtbarste. Aber das Leben ist hier fast erschwinglich teuer; ein kleines Häuschen mit 4 Stuben und Küche kostet monatlich 12—15 Pfd. Sterl., ein dummer Kaffee bekommt 3 Pfd. Sterl. monatlich, eine Köchin 6 Pfd. Sterl. u. s. w. Aber das Geld ist auch da; die Goldminen, die zumteil sich mitten in der Stadt befinden, sind die reichsten der Welt und immer wieder werden neue entdeckt. Kein Wunder, daß England nicht Ruhe haben kann, bis es diesen seltenen Stoffen Gold i. B. von 1 1/2 Mill. Pfd. Sterl. nächstens werde ich mir die Minen gründlich ansehen und einige tausend Fuß unter die Erde gehen. Hochinteressant sind schon die Maschinen, die eigens für die hiesigen Goldminen konstruiert wurden. Transvaal ist überreich an Gold, darum der Reiz, und Kämpfe werden nicht ausbleiben. Unheimlich ist der Andrang der Menschen; das Sprachengewirr verwirrt einen ganz und gar. Die Deutschen sind stark vertreten. Eine Sehenswürdigkeit ist der herrliche Kirchhof, und obgleich das Klima zu den gesundesten gehört, sind doch schon 9000 Gräber da. Sie sind nämlich alle nummeriert; bei der großen Bevölkerung ist dies übrigens eine verhältnismäßig kleine Zahl. Auch hier gilt, wie überall in Afrika, daß man seine Lebensweise streng dem Lande anpassen muß; leider vergessen dies die Deutschen so oft und büßen es dann mit ihrem Leben.

**Sinnlosigkeiten.**

**Zeitungs-humor.** Der „Elbinger Zeitung“ wird aus Braunsberg vom 22. Mai geschrieben: „Am Montag früh fuhr die Cigarrenfabrik von Böser u. Wolff mit der Passirerbahn nach Elbing.“ Die neue Passirerbahn scheint eine ungewöhnlich starke Spurweite zu haben. — Die „Dresdener Haide-Zeitung“ vom 20. Mai enthält folgende Annonce: „Flotte Bedienung für Gäste und Aufwashington sucht Kurhaus, Klostische-Königswald.“ Wir sehen nicht ein, weshalb Aufwashington eine flotte Bedienung nötig haben. — Im „Gothaischen Tageblatt“ vom 23. Mai zeigt Georg Doh an: „Ich suche sofort einen Rod- und Hofenarbeiter für erstklassige Arbeit.“ Dichter, die Röde und Hofen brauchen, wissen nun, wo solche am besten für sie gebaut werden. — Die „Fachszeitung“ für den Kolportage-Buchhandel“ (Nr. 9) behauptet: „Mehr als die Hälfte der Injassen aller Strafanstalten, über ein Viertel der männlichen Injassen der Zrennhäuser und über 1300 Menschen verlieren in Deutschland jährlich das Leben durch übermäßigen Genuß des Alkohols.“ Die Injassen der Strafanstalten und der Zrennhäuser sind doch auch immer noch Menschen. (Aus dem Briefkasten des „Kladderadatsch“.)

**Leichte Verwechslung.** Pfarrer: „Aber, Frau Meier, wer sucht denn so fürchterlich bei Ihnen — das ist wirklich nimmer schön?“ — Frau Meier: „Dös is' mei' Mann! Der flucht aber nit. . . er is' nämlich uf der neu'e Bah' nach Heiligkreuzsteinach-Dommersberg-Hagelstein un' Wetterbach ang'stellt worre, un' do übt er sich e' Weil im Ausrufe!“

Verantwortlicher Redakteur i. B.: Moritz Schäfer in Karlsruhe.  
Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe, Dirschstraße 9.